

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 5

Artikel: Bogumil Goltz
Autor: Brentano, Bernard von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759458>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bogumil Goltz

Von Bernard von Brentano

Seit acht Tagen unterhalte ich mich damit, Bogumil Goltz zu lesen und — ich habe mich schon lange nicht mehr so gut unterhalten.

Im Jahre 1852 veröffentlichte Friedrich Hebbel im „Wiener Wanderer“ (einer damaligen Zeitung) einen Aufsatz, in dem er seinen Lesern von einem Besuch erzählte, den er einige Monate zuvor gehabt hatte. „Unsere Residenzstadt sah im Laufe des letzt verflossenen Winters einen Gast in ihren Mauern, von dem wenige etwas erfahren haben werden und der doch zu den bedeutendsten gehört, die seit langem bei uns einsprachen. Es war Bogumil Goltz aus Thorn in Westpreussen, der aus Aegypten zurückkam, wohin er eine Reise gemacht hatte... Ich verdanke der Frau von Goethe seine Bekanntschaft, die mich bei einem Mittagessen mit ihm zusammenführte. Er war mir damals ein blosser Name, den ich obendrein erst aus dem Einladungsbrief kennenlernte, aber wie rasch verwandelte sich dieser Name in eine lebendige Gestalt mit den schärfsten, bestimmtesten Zügen, als die persönliche Begegnung eintrat. Ein starkknöchiger, etwas hagerer Mann mit durchdringenden Augen, mächtig hervorspringender Nase und einer Stirn, die Eigensinn und Willenskraft zugleich abzuspiegeln schien, perorierte in einem Kreis von erschrockenen Damen und staunenden Herren mit mächtiger Stimme gegen das schöne Italien... Seine Garderobe erinnerte an einen Professor aus ehrwürdiger Zeit... Der Frack schien ein uraltes Erbstück zu sein, und ein weisses Tuch, bis über das Kinn hinaufgebunden, vollendete den urväterlichen Eindruck. Aber des Mannes Gedanken waren nicht alt und bestaubt, in körnigster Sprache entwickelte er eine Reihe der originellsten Ansichten und Ideen, die schlagendsten Ausdrücke, die treffendsten Bilder standen ihm zu Gebote, und das Schneidende seiner Aeusserungen wurde durch die Unmittelbarkeit ihrer Erzeugung, die das Wägen und Messen ausschliesst, doch wieder gemildert. Goethe hätte ihn stundenlang ohne Unterbrechung sprechen lassen... Von der Mattherzigkeit unserer Zeit

meinte er, die Menschen hätten heutzutag nur eben soviel Seele, dass das Fleisch nicht faule. Ein weiches, leicht erregbares Gemüt kam aber auch von Zeit zu Zeit in unzweideutigen Spuren zum Vorschein, und ich überzeugte mich bald, dass die anscheinende Härte des Mannes nur aus seiner Angst vor dem zu mächtigen Ueberströmen des tiefen Gefühls, dessen er sich im Innersten bewusst war, hervorgehe... Zu mir fasste er bald Vertrauen, weil ich, erfreut, einmal wieder einen Urmenschen vor mir zu sehen, einen Abkömmling des Göttergeschlechts, das von Heuchelei und Verstellung nichts wusste, auf alle seine Eigenschaften willig einging. Am nächsten Tag gab er mir sein „Buch der Kindheit“ und ging auf die Post, um nach Thorn zurückzukehren und dort in häuslicher Stille seine Reise nach Aegypten zu beschreiben. Selten machte ein Mensch auf mich einen so ganz eigentümlichen und darum dauernden Eindruck; der erste Eindruck, den er, und nicht bei mir allein, erweckte, war: er müsste in der nächsten Stunde vom Nervenfieber befallen werden; aber gleich der zweite, er habe mit Krankheiten gar nichts zu schaffen. Sein Buch nahm ich natürlich mit grossen Erwartungen zur Hand, und wahrlich, ich fand mich nicht getäuscht... Wenn es jemals einen Dichter gab, der den Pfad zum Paradies der Kindheit zurückfand, so ist es Goltz... Goltz ist ein Landsmann von Hippel, Hoffmann, Hamann und Kant. Hippel scheint jenen Blick fürs Detail des Stillebens auf ihn vererbt zu haben, der seinen „Lebensläufen“ die klassische Seite gab; Hoffmann das glänzende, Ader und Nerv zugleich in den Rahmen bringende Darstellungstalent... Von Hamann hat er einen mystischen Zug, von Kant nichts...“

Ein Jahr später liess der also charakterisierte sein Buch über Aegypten erscheinen. Er nannte es: „Ein Kleinstädter in Aegypten“, und es gibt wenig Bücher, bei denen der Titel den Inhalt so genau ausdrückt, vorausgesetzt, dass man zugibt, es gebe auch geniale Kleinstädter. Denn dies war Goltzens Fall.

Das Honorar, das ihm sein „ehrenfester und freundlicher Verleger, Herr Zimmer in der schönen, billigen und manierlichen Stadt Frankfurt am Main praenumerando, bar und blank gegeben hatte“, reichte nur für eine kurze Reise und nicht

gerade für eine sehr komfortable, aber Goltz wusste sich zu helfen und sein Charakter sah bald die Vorteile dieses Nachteils. „Die ersten Eindrücke, schrieb er im Vorwort, sind nicht selten die richtigsten: die spätere Reflexion verdirbt oft mehr, als sie in Ordnung zu bringen vermag. Länder muss man entweder im Fluge sehen oder ein halbes Leben lang studieren, um eines objektiveren Urteils einigermassen gewiss zu sein. In der Jugend und Eile, setzt er hinzu, täuscht uns die Sinnlichkeit, und im Alter mit Zeit und Weile täuscht uns der Verstand.“

Als Bürger führte er also nicht eben viel Geld und Gepäck mit sich, aber als Schriftsteller war er gut ausgerüstet. Er besass scharfe Augen, einen beträchtlichen Verstand, leidenschaftliche und unvoreingenommene Neugier, und endlich eine genaue Kenntnis des Lebens bei ihm daheim auf dem Lande. Es gibt Leute, welche das letztere für unnötig halten und diese Art Gepäck zuhause lassen, wenn sie auf Reisen gehen. Aber wer nicht vergleichen kann, ist ein armer Mann, er vermag weder zu erkennen noch zu unterscheiden, und eine Reise, von der man etwas heimbringen will, ist ein Unternehmen, aus dem nur der etwas herauszuholen vermag, der vorher etwas hineingesteckt hat.

Die Kenntnis der grossen Welt ging Goltz allerdings völlig ab; er kannte weder ihre Sitten noch ihre Gepflogenheiten. Dafür war er ein umso ausgebildeteres Mitglied jener langweiligen Nester an der damaligen deutschrussischen Grenze, in denen er die besten Jahre seines Lebens verbracht hatte. Er liebte diese Provinz mit einer Art Hassliebe, und er stöhnte in jedem Buch über sein „Grün-Grasingen“ und seine „Mummelburger“, aber er blieb trotzdem Jahr um Jahr an den Grenzen Ostpreußens wohnen. Man sieht nicht recht, weshalb er dies tat, warum ein so reger und leidenschaftlicher Geist an dieser melancholischen Peripherie ausharrte — er hatte also wohl doch einen Zug von Kant! — aber er tat es nun einmal, und die Folge war, dass sich die Verhältnisse, die unter kleinen Leuten herrschen, in sein Herz einbrannten.

Sein Vater war Richter in dem damals preussischen Warschau, wo Goltz am 20. März 1801 geboren wurde (und von

wo er seinen Vornamen mit heimbrachte). Als er sieben Jahre alt war, schickten ihn seine Eltern nach Königsberg aufs Gymnasium. Nach dem Abitur entschloss er sich, Landwirt zu werden, aber der Beruf gefiel ihm nicht und er wanderte nach Breslau und studierte dort Philosophie und Theologie. Da wurde sein Vater krank und Goltz musste nachhause zurückkehren, um das Gut Lissewo bei Thorn zu übernehmen. Es war ein kleiner Besitz, und nach dem Tod des Vaters vermochte der unerfahrene Träumer das Anwesen nicht zu halten. Er verkaufte es und zog nach Gollub, wo er fast zwanzig Jahre lang lebte, bis er sich eines Tages — er war damals bereits 46 Jahre alt — entschloss, Bücher zu schreiben. Das erste Buch, das Hebbel so gut gefiel, war ein Erfolg, und so machte sich denn sein Verfasser nach Aegypten auf, um einmal eine andere Welt kennen zu lernen und von ihr zu berichten.

Aegypten war in den Jahren, als Goltz dorthin fuhr, ein halb selbständiger Staat, der von Abbas I. regiert wurde, einem Enkel des erfolgreichen und rücksichtslosen Tyrannen Muhammed Ali. Aber davon steht bei Goltz kein Wort. Für seine Augen war die Welt eine farbige und quirlende Landschaft, ein entzückendes oder auch Aerger erregendes Kaleidoskop, und Goltz war einer jener frühen Impressionisten, welche sich dem puren Eindruck hingaben und diesen zu malen versuchten.

In Kairo angekommen, mietete er einen Esel, um die Stadt zu durchstreifen. Aber er verstand die Sprache noch nicht, und so gestaltete sich schon das erste und noch verhältnismässig einfache Unternehmen recht schwierig. „Es stellte oder es ritt sich vielmehr heraus, dass mein Eseltreiber und ich ganz entgegengesetzte Intentionen, Gelüste und Direktionen im Sinne hatten. Er kitzelte seinen Esel, welcher doch vorläufig der meinige sein sollte, in den Augenblicken, wo ich weiterreiten wollte. Das schien ein offenkundiges Missverständnis zu sein. Meine ägrierten Gebärden und plastisch-mimischen Telegraphengesten mit Händen und Füssen, sowie meine preussisch-arabischen Zungenverrenkungen, Gurgelungen, Röchelungen und respektiven Wörterverschluckungen oder Ueberschlagungen von kehlwärts gerichteten Manifestationen, bei denen

nach der arabischen Grammatik die Zunge hinuntergeschluckt und im höchsten Ingrimm wieder herausgegeben, und dem missverstehenden Gegner ins Angesicht gespien werden muss, falls es echt ägyptische Pöbelvollblutkonversation sein soll — ich sage, meine dilettantischen Protestationen wurden von jenem an ganz plastischere und handgreiflichere Buckelhieroglyphen gewöhnten Natursohn in allen Momenten verkehrt ge-deutet oder ignoriert.“ Aber Goltz liess sich durch keine Schwie-rigkeit abhalten, um die Schlachten und Kämpfe seiner Reise zu überstehen, und die Länder des Nils auf seine Weise zu erobern. Seine Armut brachte es mit sich, dass er in weit nähere Beziehungen zu dem Volke des Landes kam, als ele-gantere Reisende, welche sich schon damals mit Hilfe be-quemer Organisationen die Pyramiden betrachteten. Aber wenn das auch schwierig, und bisweilen wirklich mehr als kum-mervoll war, so war es Goltz in tiefster Seele wohl recht, und er beobachtete die Bauern und Arbeiter, die Händler und Schank-wirte in Aegypten mit der gleichen, merkwürdig wilden Gut-mütigkeit, mit der er zuhause die Schnitter, Soldaten, Bauern, Handwerker und Juden betrachtet hatte.

Begegnete er ausnahmsweise einmal einem Hochgestellten, so beschrieb er ihn übrigens genau so gleichmütig wie seinen störrischen Eselstreiber. „Und was bekam ich hier zum ersten-mal zu sehen? Einen Pascha, einen türkisch-arabischen Prinzen, den Said Pascha, den Bruder Ibrahims, den Schöpfer der Gabarrigärten, einen ungeheuerlich dicken Herrn. Er war im Begriff, seinen langsam Abendritt durch die Zauber-gärten und Alleen zu machen und zwar auf einem lustig wie-hernden und schnaubenden, schöngeschirrten, schneeweissen Hengst. Das prächtige Tier war schön und stämmig, war fromm und mutig zugleich ausgewählt, wie verhältnismässig in so glücklich edler Blutmischung kaum ein Menschenkind aufzu finden ist, und der Reiter sass so breit und dickwanstig wie ein Falstaff auf dem rundgerippten Ross. Mit der rechten, fetten Faust hatte er einen schwarzen, neben dem milchweissen Tier schreitenden Sklaven ins wollige Haar gefasst, ein zweiter Neger oder Nubier hielt sich am linken Steigbügel fest und führte den tanzenden Hengst im ruhigen Schritt, und zwi-schen den beiden muskelgeschwollenen, dunkel und schön mo-

dellierten Gestalten in kurzen, ärmellosen Hemden, mit seidenen Kaftanen, in kurzen Pumphosen, die blossen Beine vom Knie ab in Saffianschuhe gesteckt, sass der Prinz wie ein modellierter und türkisch kostümlerter Fettklumpen, wie ein seidener Sack voll Sand, aber mit einem schönen Kopf und Gesicht."

Man sieht: die Kreatur interessierte unsren Reisenden nicht weniger als der Mensch, aber auch im Reich der Tiere liess Goltz seinen Blick gern auf den Mühseligen und Beladenen ruhen. „So ein Kamel ist ein Bild der Mühsal, der Ausdauer, der Geduld und Resignation, aber zugleich auch ein grundabscheuliches Biest, wenn man einen Augenblick von seiner vollkommen zweckmässigen Organisation für die Wüste und die ganze Wüstenmenschheit abstrahiert. Dies Kamel kann dem sinnigen und hörigen Menschen eine vernünftige Weltordnung und einen Gottesglauben beibringen. Es gibt kein Tier, dem soviel Symbolik anhaftet und soviel Physiognomie. Es ist ganz und gar zum Lastentragen, zum Marschieren und zum Entbehren geschaffen. Der Höcker entzieht das Tier auf den ersten Blick dem Bereiche der Schönheit und überweiset es dem der Nützlichkeit und des materiellen Gebrauchs. Der ganze Körper, gleichwie die Disteln abschneidende Zunge und der Rachen, sind mit Schwülen, und hier in Alexandrien noch mit Schwären und Wunden bedeckt. Der ungeheure, Vorrat fressende und saufende Panzen ist bei den Hinterschenkeln hoch aufgeschürzt und zwischen den hochgespaltenen, weit ausgreifenden Beinen gleichsam in Schwebe aufgehängt. Und damit diese, wie durch eine Maschinerie vorwärts geschobenen Stelzbeine, zu welchen sich der Leib und das ganze Tier fast nur wie obligat zu erhalten scheint, nicht in den Wüstensand versinken, so sind sie von der vorsorglichen Natur und Gottheit auf fleischige Ballen gestellt, die man bei den in Europa gezeigten fast vertrocknet findet, die hier aber, wo es den Marsch durch die Wüste gilt, ein Hauptbedingnis und auf den ersten Anblick ein frappantes Symbolum sind. Und siehe, jetzt segelt das befrachtete, durchaus nur materiell zweckmässig und nirgend schön erschaffene Monstrum von kolossalem Schaf- und Rindvieh wie ein Wüstenschiff los, und streckt den langen Storchvogelhals, mit welchem es die kleinste Distel abweiden

kann, in eine durch keinen Weg und Steg bezeichnete Weltgegend, die es bei verlorener Richtung mit seinem Instinkte finden und einhalten muss; und vorauf segelt wie ein Lotsenboot der wagrecht gehaltene, antediluvianisch modellierte, wie in Wellen auf und niederbewegte fabelhafte Schafskopf, der mit den langsam forttapsenden schweren Schritten wie der Regulator an einer leibhaften Dampfmaschine zu korrespondieren scheint. Wahrhaftig, man kann dies Geschöpf einer abenteuerlichen Naturlaune und Gottesökonomie nicht ohne die sonderbarste Gemütsbewegung ins Auge fassen und ohne von ihm wie von einem in die sittliche Welt aufgenommenen, fast tugendhaft zu nennenden Ungeheuer ergriffen zu sein." Das ist pastos gemalt, (wie die Kunsthistoriker sagen), mit viel Farbe und schwerem Aufstrich, aber die Sehnen der Reflexion halten das Gemälde zusammen, und man erkennt mit Staunen, wieviel einer sagen kann, der viel gesehen hat.

Um weiter ins Innere zu dringen, mietet sich Goltz auf einer Barke ein und fährt den Nil hinauf. Das ergibt eine Fülle neuer Abenteuer, aber unser Freund kommt im allgemeinen mit den Menschen gut aus, bloss einer bringt ihn zur Raserie, sein Dolmetscher. Dieser Bursche hetzt alle durcheinander, verübt böse Streiche, ist faul, diebisch, frech und verlogen und ein wahres Kreuz für unsren armen Reisenden. „Aber all diese Fatalitäten, schreibt Golz in sein Tagebuch, wollen doch nichts sagen gegen die Tortur, die ich von der mehr als viehischen Säuerei dieses Malteserlümels aushalten musste. Da manscht dieser Bastard beim Kaffeetrinken an einem geschlachteten Fisch, greift dann mit den blutigen und schleimigen Klauen ein grosses Stück Zucker vom Tisch, bricht davon ab und legt den grässlich lackierten Klumpen wieder vor unsere Tassen hin; und die Herren Reisegefährten bröckeln von diesem Blut- und Schleimzucker harmlos ihr Bedürfnis weiter ab, und ich muss alles dulden, oder es kommt zum Wortwechsel, Erörterungen, Exzessen, Malisen, und ich bleibe allein.“ Eines Tages wird Goltz das Treiben schliesslich zu bunt, er fasst sich ein Herz, entlässt den Störenfried und fährt mit zwei Schwarzen allein in die ägyptische Welt weiter hinauf. Und sie belohnt ihn. Er erblickt die Pyramiden und seine ganze Existenz fühlt den ergreifenden Gegensatz, „welchen von

der Spitze der grossen Pyramide herab die lybische Wüste mit ihren unabsehbaren Sandhügeln zur grünen Nilniederung bildet. Von der einen Seite ein farbloses, klangloses, einförmiges, unabsehbares, totes Sandmeer, in dessen schrecklichem Gelbgrau das Auge keine besonderen Gegenstände zu unterscheiden vermag, also die furchtbar nivellierende, alles Lebendige durch Vernichtung gleichmachende, alles im zehrenden Gruftsand verschüttende Republik des Todes, ein ungeheures Bild des Schweigens, der Ruhe, des Stillstandes, der Lebenshemmung, der unwandelbaren Gleichförmigkeit... Die Atome eines verwüsteten Daseins, die Sandkörner, diese Milliarden mal Milliarden Grabzähne des nie rastenden Todes zernagen an diesen heilosen Stätten eines endlosen Raumes selbst das bleichende Gebein... Und von der andern Seite schauen wir den im Sonnenlicht blinkenden, mächtigen, segenspendenden Weltstrom; an seinen Ufern die grünenden und blühenden Saaten, die von Kanälen durchschnittenen, fruchtschwangeren und fruchtstrotzenden Aecker, die überall ausgestreuten Hütten, Dörfer und Palmen, mit dem ganzen an sie gebundenen Hauche und Strome des Lebens und der Lebensmannigfaltigkeit, alle Schifflein einer Hauptstätte zutreibend: der in der Ferne mit ihren hunderten von Minarets und Moscheen im Sonnenaether erglänzenden Kahira, der neuen Babel, dem Erdenpunkte, wo drei Weltteile und ihre Nationen sich berühren und verkehren, wo die alte und neue Welt, wo Barbarei und Gesittung, Heiden- und Christentum noch bis zu diesem Tage nicht zur Scheidung gekommen sind..."

Das Buch über Aegypten erschien 1853. Bald darauf veröffentlichte Goltz ein neues Werk, „Ein Jugendleben“, das er selber ein biographisches Idyll aus Westpreussen nannte, und das vielleicht nicht so originell ist wie die ägyptische Reise, aber in Haltung und Gesinnung und wohl auch im Stil das beste, das er geschrieben hat.

Damals lebte er schon in Thorn, der Heimatstadt von Kopernikus und Hippel, die er beide verehrte. Von Zeit zu Zeit brach er zu Vortragsreisen auf, aber das Publikum hielt ihn seines Stiles wegen für einen besseren Komiker, und es wurde ihm sauer, dass er „als Fünfziger noch den Humoristen spielen musste“. Als er sechzig wurde, setzte ihm

Friedrich Wilhelm IV., der seine Bücher liebte, einen Ehrensold aus, und nun konnte Goltz mit etwas mehr Ruhe, aber unermüdlich weiterschreibend, leben. Er starb im Sommer 1870.

Ausser Friedrich Hebbel war Goltz übrigens noch andern Dichtern seiner Zeit begegnet. Mörike hörte ihm aufmerksam zu und fand sein Gespräch von „entsetzlicher Lebhaftigkeit“, und Gottfried Keller schrieb 1855 an Hermann Hettner: „Dieser Tage war Bogumil Goltz bei mir. Er ist ein alter Herr von 54 Jahren und, persönlich angesehen, ist sein Mystizismus zu begreifen, da er ein leidenschaftliches Original ist, der es im Grunde ganz menschlich und freisinnig meint. Es geht ihm schlimm, indem die Konservativen sagen, er sei kein Christ, die Demokraten, er sei reaktionär. Er ist so ehrlich, dass er den Pfaffen, die ihm Glaubensbekenntnisse abzwingen wollen, heraussagt, er glaube gar nicht an ihren Gott... Jedenfalls etwas durcheinander, wie mir scheint. Indessen ist es schändlich, dass ihn die Kritik so oberflächlich behandelt, es ist, als ob alles, was man heutzutage mit guten Gründen und mit Fleiss schreibt, nur so Kohl wäre, von dem man selbst nicht wisse, wie man dazu kommt; die Herren urteilen immer nach sich selbst...“

Diesen Sätzen Kellers ist nichts hinzuzufügen, sie gelten heute noch.